

Überleben in Ungarn Erinnerungen an Raoul Wallenberg

„*Klappere Stenotypistin das ewige Liedchen vom Schutzpass,
Der in bitterster Not, manches Leben bewahrt.*“

Aus: *Weihnachtselegie vom Schutzpass*, von Dr. Peter Sugár.

Marianne Vaney*

Es ist ein kalter Wintertag im Dezember 2001. Die Sonne scheint über Stockholm und ich stehe mit Tränen in den Augen vor dem Wallenberg-Denkmal. Es sind nicht nur Tränen der Erinnerung und der Verehrung, es sind auch Tränen der Frustration. War diese unscheinbare Konstruktion in dieser kleinen Straße, versteckt hinter hohen Gebäuden, wirklich das, was die schwedische Regierung oder eine private Organisation für passend hielt, um die Erinnerung an einen der größten Helden des Zweiten Weltkriegs, der im Kampf gegen die grausame Besatzungsmacht Tausende Menschen gerettet hat¹, in Ehren zu halten?



Marianne Vaney und Tochter Viviane am Wallenberg-Denkmal in Stockholm.

* Marianne Vaney, geborene Bach, Kerzers (Schweiz), Sprachlehrerin für Englisch und Französisch, arbeitete als Sekretärin im Büro von Raoul Wallenberg.

1) Vgl. John F. Morley, *Raoul Wallenberg and the Jews of Hungary*, Teshuvah Institute Papers, *Ministers of Compassion During the Nazi Period: Gertrud Luckner and Raoul Wallenberg*, The Institute of Judaeo-Christian Studies, Seton Hall University, South Orange 1999, 23–40.

Letzte Begegnung mit Raoul Wallenberg

Ich schließe meine Augen und versuche mich zu erinnern: Wann habe ich Raoul Wallenberg (* 4. August 1912) das letzte Mal gesehen? Ich glaube, es war am 16. Januar 1945. Budapest war befreit – oder besetzt, je nach der Ideologie des Betrachters – durch sowjetische Truppen. Wir waren eine kleine Gruppe von Angestellten einer schwedischen Spezialmission, die sich im Luftschutzbunker der früheren britischen Botschaft und der Nationalbank aufhielt. Irgendwo im Gebäude musste eine Leitung gebrochen sein, denn das Wasser stieg unaufhörlich – und ebenso stiegen wir, von einer hölzernen Pritsche zur nächsthöheren. Sollten wir die Nazi-Besatzung und Szálasis Pfeilkreuzler-Regierung überlebt haben, um nun hier zu ertrinken? Am nächsten Morgen verabschiedeten wir uns von Raoul Wallenberg, der kurz vorbeikam, bevor er nach Debrecen ging, zu einem Treffen mit der provisorischen ungarischen Regierung. Wir sahen ihn nie wieder. Die schwedische Gesandtschaft wurde aufgelöst. Ihre Aufgabe, die verbleibende jüdische Bevölkerung von Budapest zu retten, wurde – soweit menschenmöglich – abgeschlossen.

Am Denkmal erkenne ich Wallenbergs Unterschrift. Dieselbe Unterschrift zeichnete meinen Pass, der bestätigte, dass ich bei der Spezialmission der Schwedischen Botschaft beschäftigt war. Wie stolz war ich, als ich ihn erhielt! Dank Raoul Wallenberg musste ich den verhassten und lebensgefährlichen gelben Stern nicht tragen.

Meine Kindheit verbrachte ich in Debrecen (1926–1930) und in Budapest. Mein Vater verlor 1933 seine Arbeit und sein Vermögen wegen der Krise an der New Yorker Börse. Trotzdem wurde ich auf einem exzellenten Gymnasium in Budapest eingeschrieben, das nach Lea Raskay, einer ungarischen Nonne aus dem 12. Jh., benannt war. In der ersten Religionsstunde fragte mich der Priester nach meiner Religionszugehörigkeit. Ich sagte ihm, glaube ich, ich sei Israelitin. Er teilt mir mit, dass ich nicht hierhin gehöre und das Klassenzimmer verlassen muss. Das war meine erste Erfahrung von „Nicht-Dazugehören“, von „Anders-Sein“. Meine Mutter stammte aus Transsylvanien. Ihre Mutter gehörte einer protestantischen Sekte, den Sabbatisten, an und konvertierte zum Judentum, als sie meinen Großvater heiratete. Sie wurde eine sehr religiöse Frau. Sie lehrte mich das einzige Gebet, das ich noch immer auswendig kann, das *Schma Israel*. Bis heute bete ich es oft zusammen mit dem *Vaterunser*.

Kriegsbeginn und Beginn der „Säuberung“

1938 tritt das erste Gesetz gegen die Juden in Kraft. Hitler verspricht Ungarn, die nach dem Ersten Weltkrieg von der Tschechoslowakei, von Rumänien und Jugoslawien annektierten Gebiete wieder zurückzugeben. Eine der Bedingungen dafür ist, dass die Juden aus dem wirtschaftlichen und öffentlichen Leben Ungarns eliminiert werden. Am 3. September 1939 saß ich mit Verwandten in einem kleinen Hotel in Bournemouth (County Dorset), einer eleganten Stadt am Ärmelkanal, als Premierminister Neville Chamberlain verkündete: „Die deutsche Regierung hat unser Ultimatum, ihre Truppen aus Polen zurückzuziehen, abgelehnt. Also befinden wir uns mit Deutschland im Krieg.“ Die Wirkung seiner Rede war erschütternd. Was würde der Krieg für Ungarn und für die jüdische Bevölkerung im Besonderen bedeuten? Zwei Gesetze, die ihre Aktivitäten im öffentlichen und wirtschaftlichen Leben beschränkten, waren bereits eingeführt. Das dritte Gesetz gegen die Juden, welches Heiraten zwischen Christen und Juden verbot, wurde 1942 wirksam.

Ende November 1939 gelang es meiner privaten Englischlehrerin, mit der ich – zusammen mit anderen Kindern – nach England gekommen war, unsere Rückreise nach Ungarn zu organisieren. Wir brauchten Visa, um durch Frankreich, die Schweiz, Italien und Jugoslawien zu reisen. Den ganzen Weg durch Italien – von Domodossola an der schweizerisch-italienischen Grenze bis zur italienisch-jugoslawischen Grenze – begleitete uns sogar eine Polizeieskorte, denn einige von uns waren Juden, unerwünschte Elemente im faschistischen Italien.

Im Dezember 1939 ging ich wieder zur Schule, um meinen Abschluss zu machen. Im Juni 1940 erhielt ich mein Abiturzeugnis. Ich hätte gerne Englisch an der Universität in Budapest studiert, aber mit dem neu eingeführten Numerus clausus für jüdische Studenten kam ein Studium nicht in Frage. Glücklicherweise konnte ich am Sprachinstitut *Notre Dame de Sion* ein Zertifikat in Englisch erwerben. Ausgestattet mit einem Lehrer-Zertifikat der Sprachschule Our Lady of Sion hatte ich trotzdem wenig Chancen, eine Anstellung als Lehrerin zu finden. An einer staatlichen Schule zu unterrichten, war mir nicht erlaubt. So kam ich an eine Schule für Erwachsenenbildung. Die Mehrzahl der etwa 14 Personen in meiner Klasse – im Alter von 40 bis 60 Jahren – waren Juden, die hofften, nach England oder in die Vereinigten Staaten emigrieren zu können.

Die politische Situation in Ungarn war damals für Juden noch nicht lebensbedrohlich, vor allem nicht für Frauen. Junge Männer wurden einberufen und verpflichtet, in Lagern – zum Teil in der Nähe von Budapest – zu arbeiten. Die meisten wurden aber an die russische Front geschickt, um die deutsche Invasion in die Sowjetrepublik 1943 zu unterstützen. Mein Vater, der im Ersten Weltkrieg ein ranghoher Offizier war, wurde 1943 als Kommandant eines Arbeitslagers in der Nähe von Budapest einberufen. Er diente etwa sechs Monate und erwarb sich den Respekt und die Zuneigung derer, die unter seinem Kommando standen. Nach der Besetzung Ungarns durch die Nazis 1944 musste er in einem Lager, von dem aus die Menschen in Konzentrationslager in Deutschland abtransportiert wurden, Straßenarbeiten verrichten. Dank meiner Kontakte und meiner Arbeit bei der schwedischen Gesandtschaft wurde mein Vater von Dr. Ivan Székely gerettet.

Budapest 1944

Am Morgen des 19. März 1944, einem Sonntag, wurde ich vom Klingeln des Telefons geweckt. Ein Junge aus unserem Freundeskreis sagte nur einen Satz: „Die Deutschen haben die ungarische Grenze überschritten, verlass das Haus nicht!“ Am Nachmittag wurden wir über das Radio „offiziell“ informiert, dass unsere „Verbündeten“ in unser Land eingezogen seien, um uns „vor der jüdisch-plutokratisch-bolschewistischen Verschwörung zu schützen“. Einer unserer Nachbarn – er war katholisch, seine Frau jüdisch – kam, um uns zu warnen, nicht in die Nähe eines Bahnhofes zu gehen, da die Deutschen von allen die Ausweispapiere sehen wollten und Juden sofort verhafteten. Niemand wusste, wohin sie gebracht wurden. Die Besatzungstruppen arbeiteten schnell, und die ungarischen Behörden waren nur allzu hilfsbereit. Das Ziel war, in Budapest ein Getto zu errichten. Es wurden zwei Regionen ausgewählt, zum einen der 7. Distrikt in der Nähe der Zentralsynagoge in der Dohany Straße, zum anderen die Csaky Straße im 5. Distrikt in der Nähe einer kleinen Reformsynagoge. Dort lebte ich mit meinen Eltern.

Dem zu diesem Zweck neu berufenen Judenrat wurde befohlen, die Aktivitäten zu unterstützen. „Freiwillige“ Mitarbeiter mussten die Zahl der jüdischen Einwohner in den genannten Distrikten feststellen. Häuser mit vornehmlich jüdischen Bewohnern wurden zu „Judenhäusern“ erklärt. Ab

einem bestimmten Datum mussten alle Juden in diesen Häusern wohnen. Alle christlichen Bewohner mussten ihre Wohnungen verlassen. Natürlich wurden sie von der Regierung entschädigt. Sie konnten auch die von den Juden verlassenen Häuser und Wohnungen übernehmen. Die „Judenhäuser“ wurden von einem Hausmeister kontrolliert. Weitere Bestimmungen folgten: eine Ausgangssperre von sechs Uhr abends bis sieben Uhr morgens, das Tragen des gelben Sterns, der Ausschluss der Juden aus dem öffentlichen Leben, Ärzte und Anwälte durften nicht mehr praktizieren, Angestellte nicht für christliche Firmen arbeiten, Autos und Fahrräder mussten abgegeben werden.

Ich war vom Judenrat beauftragt, die Auswahl der Judenhäuser durch eine Bewohnerbefragung mit vorzubereiten. Heute schäme ich mich, dass wir alle so hart arbeiteten, um die Nazi-Behörden zufriedenzustellen und zum vorgeschriebenen Zeitpunkt fertig zu sein. Als einige Mitglieder des Judenrates besondere Effizienz verlangten als Zeichen unserer Loyalität, zog ich mich unter dem Vorwand gesundheitlicher Probleme zutiefst schockiert zurück.

In Ungarn gab es schon immer eine große Zahl von gemischten Ehen, vor allem zwischen Juden und Katholiken. Auch etliche Mitglieder des Klerus waren konvertierte Juden. Es gab Klöster, in denen die Hälfte der Nonnen jüdischstämmig waren. Einige der Klöster, die jüdische Kinder versteckten, wurden verraten und fielen einer Razzia zum Opfer. Die Kinder wurden auf der Stelle getötet, die Nonnen verhaftet und in Konzentrationslager deportiert. Auch das Zentrum der Schwestern vom Heiligen Kreuz, wo ich studiert hatte, wurde geschlossen.

Raoul Wallenbergs Rettungsaktion – Der Schutzpass

Beim Judenrat traf ich einen jungen Pharmazeuten, Dr. Ivan Székely. Er berichtete mir, dass ein schwedischer Diplomat nach Budapest kommen sollte, um in der schwedischen Botschaft einen Rettungsdienst aufzubauen für die verfolgten Juden, die immer noch in Ungarn lebten. Dr. Székely hoffte, für diesen Dienst arbeiten zu können. Auch ich bewarb mich – erfolgreich. Der Personalchef kannte meinen Vater aus seiner Studienzeit in Debrecen und gab mir einen Job als Schreibkraft. Ich konnte am nächsten Tag anfangen. Ich war überglücklich!

Etwa am 15. Mai begannen die Deportationen. Wir wussten nichts Genaues. Die Zeitungen sprachen von der „Reinigung des Landes“ und der „Eliminierung subversiver Elemente“. Auch unser Haus wurde ein „Judenhaus“. Anfang Juli 1944 traf Raoul Wallenberg in der schwedischen Botschaft ein. Raoul Wallenberg war ein junger schwedischer Geschäftsmann. Er war sehr viel durch Europa gereist, hatte in den Vereinigten Staaten studiert und außerdem in Haifa gearbeitet, wo er deutsche jüdische Flüchtlinge kennen gelernt hatte. Er war zutiefst schockiert, als er von den Gräueltaten hörte, die von der deutschen Naziregierung begangen wurden. 1942 war er schon einmal in Ungarn gewesen und hatte mit Entsetzen beobachtet, wie die jüdischen Bürger aufgrund der antijüdischen Gesetze behandelt wurden. Als die schwedische Regierung von Washington gedrängt wurde, eine humanitäre Mission zur Rettung der jüdischen Bevölkerung Ungarns zu starten, war Wallenberg der ideale Kandidat, und er war mehr als bereit, diese ebenso herausfordernde wie gefährliche Mission auf sich zu nehmen.



Raoul Wallenberg (sitzend) und leitende Mitarbeiter: (von links) Hugo Wohl, Vilmos Forgacs, Dr. Paul Hegedüs und Frau Falk Lászlóné (Budapest, 26. November 1944).

Wallenbergs Plan war, für Menschen, die wirtschaftliche oder familiäre Kontakte nach Schweden hatten, einen *Schutzpass* auszustellen. Das Dokument sollte garantieren, dass diese Personen so schnell wie möglich nach

Schweden reisen konnten. In der Zwischenzeit standen sie unter dem Schutz der schwedischen Botschaft. Der *Schutzpass* war auf Ungarisch und auf Deutsch ausgestellt und musste von den ungarischen und deutschen Behörden respektiert werden. Die Besitzer dieser Dokumente wurden in „geschützte“ schwedische Häuser gebracht. Es gab nicht allzu viele Personen mit engen Kontakten nach Schweden. Manche übernahmen daher einfach Namen und Adressen aus den Telefonbüchern von Stockholm, Göteborg und anderen schwedischen Städten. Wir Schreibkräfte arbeiteten oft bis spät in die Nacht, um diese sogenannten „Pässe“ auszufüllen und sie – soweit möglich – sofort am nächsten Tag an hilfesuchende Personen abzugeben.

Zu dieser Zeit war bereits eine große Anzahl Juden in einer verlassenen Backsteinfabrik außerhalb von Budapest interniert worden, von wo sie in Eisenbahnwaggons in verschiedene Konzentrationslager deportiert werden sollten. Unsere Aufgabe war es, die Schutzpässe denen zu bringen, die Anrecht darauf hatten. Es war keine leichte Aufgabe. Wir mussten unsere Mitarbeiterkennkarte, ausgestellt von der schwedischen Botschaft, vorweisen, uns dem Lagerkommandanten vorstellen und eine Liste aller Personen abgeben, die diese Schutzpässe erhalten sollten. Ich meldete mich freiwillig. Ich war jung, sah nicht jüdisch aus und zog diese Arbeit dem Tippen bei weitem vor. Außerdem war ich mir der Gefahr nicht wirklich bewusst. Als ich aber ins Lager kam und die Menschen sah und die Hoffnung in ihren Augen, als sie mich bei der Hand nahmen und mich anflehten, etwas für sie zu tun, war es unerträglich, denn es gab keinerlei Möglichkeit, Menschen aus dem Lager zu holen, es sei denn sie standen auf der Liste. Ich habe mich nie so hilflos gefühlt. Ich erkannte auch, wie leicht ich eine von ihnen sein könnte, zusammengekauert in einer Ecke sitzend und auf meine Deportation wartend. Die Menschen, die wir aus dem Lager holen konnten, wurden in die „schwedischen Häuser“ gebracht. Diese Häuser hatten eine schwedische Flagge vor der Tür und die Bewohner sollten dort sicher untergebracht sein.

Die Deportationen aus Budapest waren in vollem Gang. Wallenberg ging auch mehrmals nach Hegyeshalom an die österreichisch-ungarische Grenze und konnte dort erfolgreich Menschen befreien, die bereits auf dem Weg in ein Konzentrationslager waren. So kam es, dass in Budapest einige wenige Waggons eintrafen mit Leuten, die – dank Wallenberg – in eine relative Sicherheit zurückkehren konnten. Ein- oder zweimal war es meine

Aufgabe, zum Bahnhof zu gehen, diese Leute in Empfang zu nehmen und den Transfer zu den „schwedischen Häusern“ zu arrangieren. Der Gesundheitszustand dieser Menschen war unvorstellbar. Sie litten an der Ruhr, an Erschöpfung und Schock. Ich hatte nie zuvor irgendetwas Vergleichbares gesehen. Aber es bestätigte eindrücklich die Gerüchte über die Bedingungen und das Leid in den Nazi-Konzentrationslagern. Ein ungarischer Polizeioffizier war beauftragt, den Transport zu überwachen und die Papiere dieser bedauernswerten Menschen zu überprüfen. Ich wurde beauftragt, den Polizisten abzulenken, während andere Angestellte der schwedischen Botschaft sich um den Transfer zu den „sicheren Häusern“ kümmerten. Bei einer Gelegenheit fragte der Polizeioffizier mich höflich, was ich – in seinen Augen ein nettes christliches Mädchen – mit diesen „elendigen Juden“ zu tun hätte. Ich war auf alle Fragen vorbereitet und erzählte ihm, dass ich für das ungarische Rote Kreuz arbeitete und nur zeitlich an die schwedische Mission ausgeliehen sei. Ich lächelte ihn an und er glaubte mir.

Es gab mehrere Gelegenheiten, bei denen ich mich auf sehr dünnem Eis bewegte, aber das war nichts im Vergleich zu den Gefahren, denen andere jüdische Menschen ausgesetzt waren. Meine Eltern lebten damals bereits im Gebäude des schwedischen Spezialdienstes und waren relativ sicher. Ich fuhr mit meiner Arbeit für den Sonderdienst der schwedischen Botschaft fort, mit sehr unregelmäßigen Arbeitszeiten, manchmal bis spät in die Nacht. Seit ich im gleichen Gebäude wohnte, war das kein Problem mehr, ansonsten wäre ich ungern nach Einbruch der Dunkelheit unterwegs gewesen. Gefahren gab es überall, sogar bei Tageslicht. Einer meiner Kollegen, Peter Sugár, mit dem ich ins Lager fuhr, um die *Schutzpässe* auszuhändigen, wurde auf den Stufen einer großen katholischen Kirche verhaftet. Er war katholisch geboren, wie seine Mutter, aber sein Vater war Jude. Jemand hatte ihn erkannt und alarmierte einen der allgegenwärtigen Gestapo-Agenten. Wir sahen ihn nie wieder. Es war für uns alle in der Botschaft ein schrecklicher Schock. Wallenberg versuchte herauszufinden, wohin er gebracht worden war, aber ohne Erfolg. Das muss ihn sehr getroffen haben, da er stets um die Sicherheit seiner Mitarbeiter bemüht war. Er war uns ein Vorbild, – wie er sein eigenes Leben riskierte in den Verhandlungen mit den Behörden oder wenn er Transporte an der österreichisch-ungarischen Grenze stoppte. Ein anderer Beweis seiner Fürsorge und Zuneigung war, dass er der Frau eines Angestellten seine Villa anbot, als sie ein Kind erwartete. Als Jüdin war es ihr nicht möglich, in ein Krankenhaus zu gehen.

Das letzte Kriegsjahr

Am 6. Juni 1944 landeten die Alliierten in der Normandie (Omaha-Beach). Wir hofften, dass damit auch für uns der Krieg bald zu Ende sein sollte. Es gab Gerüchte, Admiral Miklós Horthy (1868–1957) wolle mit den Alliierten verhandeln. Am 19. Oktober zerbrachen all unsere Hoffnungen, denn die ungarischen Nazis, die Partei der Pfeilkreuzler, hatten das Land übernommen und bildeten eine Regierung aus terroristischen Kriminellen. Das Konzept diplomatischer Immunität auf der Basis des internationalen Rechts war ihnen unbekannt. Das war nicht verwunderlich, denn mit Ausnahme des Außenministers Baron Gábor von Kemény waren sie alle ungebildete, brutale, sadistische Monster.

Aber Wallenberg gab seine Mission nicht auf. Mit der Hilfe von Elisabeth Baronin von Kemény – die jüdischer Herkunft war – schaffte er es, die Gültigkeit der schwedischen „Schutzpässe“ und den Schutz der „schwedischen Häuser“ aufrecht zu erhalten. Trotzdem gab es tragische Vorfälle. Obwohl die sogenannte Regierung bereit war, mit Wallenberg zu verhandeln, brachen uniformierte Parteimitglieder im Szent Istvan Distrikt, der in der Nähe der Donau liegt, in „schwedische Häuser“ ein. Die Bewohner, einschließlich der Kinder, wurden zum Ufer getrieben, erschossen und in die Donau geworfen. Nur einige wenige konnten unter Wasser entkommen. Später kamen sie ins Büro der schwedischen Mission und berichteten, was passiert war. Wallenberg protestierte vergeblich. Sein eigenes Leben war in Gefahr. Es existierten bereits Pläne, ihn zu eliminieren, – aber er war furchtlos. Er sagte oft, er wäre nach Budapest gekommen, um eine Mission zu erfüllen, und er sei entschlossen, sie zu Ende zu führen. Um noch mehr Juden zu retten, bedrängte er die schweizerische, die spanische und die portugiesische Botschaft sowie den Repräsentanten des Vatikans, Nuntius *Angelo Rotta*, ebenfalls Schutzpässe auszustellen. Aber Wallenberg war der einzige, der bereit war, sein Leben einzusetzen – in Verhandlungen mit Eichmann, bei seinen Fahrten an die österreichisch-ungarische Grenze, bei dem Versuch, die Deportationen zu stoppen oder indem er Schutzpässe an die Leute in den Viehwaggons verteilte, egal, ob sie Verbindungen nach Schweden hatten oder nicht.

Inzwischen näherten sich die sowjetischen Truppen Budapest. Das Hauptquartier der schwedischen Spezialmission war bereits von der Tigris Straße in Buda in die Üllői Straße in Pest verlegt worden. Wir setzten unsere

Arbeit im Büro fort, hörten die widersprüchlichen Nachrichten, staunten, wie schnell die Sowjettruppen vorrückten und wogen ab, ob den Nazis und den Pfeilkreuzlern genug Zeit blieb, ihren diabolischen Plan, die Endlösung, auszuführen, das Getto in die Luft zu sprengen und alle verbliebenen Juden zu töten. Wir bangten um unsere eigene Sicherheit, aber wir vertrauten auf Wallenberg. Und wirklich verhandelte er erfolgreich mit dem Kommandanten der deutschen Truppen, sodass das Massaker ausblieb.

Mitte Dezember wurden Gerüchte laut, dass Eichmann Wallenberg endgültig eliminieren wolle und dass unsere Büros einer Razzia unterzogen werden sollten. Es wurde uns geraten, ein sicheres Haus zu finden. Meine Option war mein jüdischer Verlobter, der unter dem Schutz eines bedeutenden Politikers stand, – als Gegenleistung für frühere pro-ungarischen Aktivitäten in einem Gebiet, das vor dem Ersten Weltkrieg zu Ungarn gehörte hatte und nun von der Tschechoslowakei besetzt war. Als Soldat der ungarischen Armee erhielt er die Berechtigung, das Apartment einer jüdischen Familie zu übernehmen. Er schlug mir vor, falsche Ausweispapiere zu besorgen, sodass wir zusammen mit seiner Mutter als Mann und Frau leben konnten. Eine frühere Kollegin besorgte mir eine gefälschte Geburtsurkunde, die zwar auf meinen Namen ausgestellt war, mich aber als römisch-katholisch getauft ausgab. Das Apartment lag ganz in der Nähe einer der Brücken, die die Nazis ein paar Tage später sprengten. Wir lebten vorwiegend im Luftschutzbunker, waren aber sehr vorsichtig, unsere wahre Identität nicht aufzudecken. Später fanden wir heraus, dass viele von den anderen Familien ebenfalls Juden oder Halbjuden waren, die sich mit falschen Papieren versteckt hielten.

Als dann russische Soldaten kamen, erkannten wir, dass die Nazis verschwunden waren, und dass es möglich war, wieder auf die Straße zu gehen, trotz der Granaten, die rund um uns explodierten. Ich erinnerte mich, dass es ein zweites Büro der schwedischen Mission in der Harmincad utca in der Nähe der Nationalbank gab. Ich erinnerte mich auch, dass Wallenberg schon vor Ende des Krieges an einem sozialen und wirtschaftlichen Hilfsplan für Ungarn im Allgemeinen und für die jüdische Gemeinschaft im Besonderen gearbeitet hat. Dieses zweite Büro war nicht weit von unserer Wohnung entfernt. Also ging ich hin, um herauszufinden, was los war, und ob ich irgendetwas tun könnte. Dort hörte ich von Wallenbergs Plan, in Debrecen Kontakt mit der provisorischen ungarischen Regierung aufzunehmen. Am folgenden Tag reiste er ab – und kam nicht mehr zurück.

Wenn ich an diese ersten Wochen im Januar 1945 zurückdenke, sehe ich Bilder der Verwüstung, Häuser, die nur noch Ruinen sind, und ich höre den Lärm der Bomben, die über uns niedergehen, während wir uns im Luftschutzkeller verstecken. Verstecken vor wem? Vor den Schlägertrupps der ungarischen Pfeilkreuzler? Vor den Nazi-Soldaten? Vor den sowjetischen „Befreiungstruppen“, die nach Alkohol oder Parfüme und Frauen jeglichen Alters suchten? Ich hatte Glück und blieb unverletzt, zumindest physisch. Es gab nur sehr wenige Männer, sodass den Frauen und Jugendlichen befohlen wurde, den Schutt von den Dächern der nur teilweise zerstörten Häuser zu räumen. Zwischen den Ruinen lagen scharfe Bomben. Mein Schutzengel hatte einen Vollzeitjob. Ich fand auch meine Eltern wieder. Sie waren ausgehungert, aber am Leben. Wir gingen zurück in unsere alte Wohnung oder was davon übrig geblieben war. Langsam kam wieder Leben in die Stadt. Die Leute verkauften auf den Straßen Essen und die sowjetischen Soldaten tauschten Mehl gegen Uhren. Manchmal war das Mehl Kreide; die Uhren funktionierten auch nicht immer. Wir gewöhnten uns an den Anblick sowjetischer Soldaten auf den Straßen. Nicht alle waren aggressiv und sie waren nicht darauf aus, Juden zu töten. Das war eine große Verbesserung nach den Truppen der Deutschen und der Pfeilkreuzler. 1945 wurde ich in einer calvinistischen Kirche in Budapest getauft. Im März 1947 konnte ich endlich nach England ausreisen.

Wer diesen Bericht liest, mag sich fragen, warum ich nach so langer Zeit beschlossen habe, alles aufzuschreiben. Es ist mir bewusst, dass es viele Artikel, Berichte und Dokumente gibt, geschrieben von Menschen, die Verfolgung und Konzentrationslager überlebt, Erniedrigung und den Verlust von Familie und Glück erlitten haben. Ich bin eine Überlebende. Dass ich die Nazi-Besatzung in Budapest und das ungarische faschistische Regime der Pfeilkreuzler überlebte, habe ich zweifellos Raoul Wallenberg zu verdanken. Es war ein Privileg für mich, in seiner Mission gearbeitet zu haben, sein Mitgefühl für die verfolgten Menschen kennenzulernen, ihn bis spät in die Nacht am Schreibtisch sitzen zu sehen, während wir die *Schutzpässe* ausfüllten, die er unterschrieb und die er am nächsten Morgen an die österreichisch-ungarische Grenze brachte. Er war nie um seine eigene Sicherheit besorgt, weder vor Eichmann noch vor den Pfeilkreuzlern. In Israel erinnert man sich an Raoul Wallenberg als „*Gerechten unter den Völkern*“, in Kanada ist er Ehrenbürger. Nur in seinem eigenen Land, in Schweden, wird er bis heute nicht genügend gewürdigt.